



Geschichtstheorie am Werk
Theory of History at Work
La théorie de l'histoire à l'œuvre
La teoria della storia all'opera

Handeln historische “Wir”-Erzählungen von Identität?

Valentin Groebner

Cite as: Valentin Groebner, "Handeln historische “Wir”-Erzählungen von Identität?," in
Geschichtstheorie am Werk, 18/01/2022, <https://gtw.hypotheses.org/1913>.

ISSN: 2750-7165

URL: <https://gtw.hypotheses.org/1913>

License:



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International License](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/).

Handeln historische "Wir"-Erzählungen von Identität?

2002 wusste es der damalige Bundespräsident Johannes Rau auf dem Deutschen Historikertag ganz genau. "Identität braucht Geschichte", verkündete er in seiner Festansprache, "und Geschichte braucht Identität". Mehr noch: "Geschichtsverlust bedeutet Identitätsverlust."¹ Fragt sich nur: Kann man Identität denn tatsächlich verlieren, wenn sie historisch begründet und bedingt ist?

Kommt darauf an, wer was mit dem Wort eigentlich meint. Zweite Rückblende: Istanbul 1936. Erich Auerbach, Professur für romanische Literatur, 44 Jahre alt, kann kein Wort Türkisch, und freiwillig ist er auch nicht am Bosphorus. Auerbach ist in Berlin geboren, dort hat er Abitur gemacht, war Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg, Eisernes Kreuz, schwer verletzt, studiert in Heidelberg, seine Dissertation über das 13. und 14. Jahrhundert. Das war in den 1920er-Jahren das akademische Territorium des Deutschtums schlechthin, Kaiseridee, die Staufer, die Ghibellinen: Auerbach wird Bibliothekar an der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin, habilitiert in Marburg, über Dante, dort wird er auch Professor: Deutscher geht's eigentlich nicht für einen romanischen Philologen. "Identität", meinte eben dieser Erich Auerbach in einem Text von 1954 kategorisch, gebe es in der Geistesgeschichte nicht, weil die ihre Gegenstände anders untersuche als die Naturwissenschaften.²

Ich koche mir jetzt einen starken *Identitee*

Identität – und Auerbach weiss das natürlich – kommt wirklich aus der Geschichte, genauer gesagt, aus dem 12. Jahrhundert, aus der Logik: Es bedeutete die vollständige Übereinstimmung zweier Grössen. Seine heutige Bedeutung hat das Wort aber erst Mitte der 1950er-Jahre bekommen. Verliehen hat es ihm ein anderer akademischer Flüchtling aus dem deutschsprachigen Mitteleuropa. Erich Homburger war 1902 in Frankfurt am Main als Erik Abrahamsen geboren worden: zehn Jahre jünger als Auerbach wurde er in Wien zum Psychoanalytiker und Sozialpsychologen. Identität, schrieb er 1956 unter seinem neuen amerikanischen Namen Erik Erikson, sei subjektive Selbstdefinition und individuelle Weiterentwicklung.³ Im Amerika des Kalten Kriegs wurde Eriksons Identität zum Zauberwort für persönliche Erfüllung und Gruppenzugehörigkeit gleichzeitig, zum Ziel persönlicher Entwicklung; zu einer Formel für die eigene Herkunft als kämpferische Ressource und zum Versprechen auf Teilhabe und Befreiung.⁴

Identität war immer Erlösung und Reparatur gleichzeitig; deswegen wurde es in den akademischen Milieus der 1960er-Jahre ein riesiger Erfolg. Ab den 1970er-

Jahren wurde auch von linken Aktivistinnen die „angeknackste Identität“ der Alternativbewegung beklagt, und ab den 1990er-Jahren erhofften sich schliesslich Aktivisten von ganz rechts die Reparatur abendländischer christlicher Werte durch Wiederbesinnung auf den Begriff – die „Identitären“.

Spätestens damit wurde das Wort selbst zur Kampfzone. Wer Identität im Munde führt, strebt seither nach dem Super-Sprechakt. Das Wort verspricht nachträgliche Wiedergutmachung von mehr oder weniger allem – schön auf den Punkt gebracht von der amerikanisch-nigerianischen Bestsellerautorin Chimamanda Ngozi Adichie in ihrer TED-Rede von 2009. Das Erzählen vervielfältigter Geschichten, verkündete sie dort, könne den Minderheiten „zur Ermächtigung, Humanisierung und Reparatur gebrochener Identitäten verhelfen.“⁵

Bedeckt mit undurchdringlichem zähen *Identiteer*

Damit ein Wort überhaupt zu einer Kategorie werden kann, muss es erstens auf einheitliche und wiedererkennbare Weise dargestellt werden können und zweitens eine kohärente Bedeutung bekommen. (Die Sprachwissenschaften nennen das Signifikation und Signifikanz.) Wenn dieses Wort einen Vorgang bezeichnet, muss man zwischen den Voraussetzungen und den Ergebnissen dieses Vorgangs unterscheiden können. Das Wort Identität erfüllt keine dieser Bedingungen.

Ein Held, hat der Literaturwissenschaftler Vladimir Propp 1928 definiert, ist etwas, das für den Erzähler ein Problem löst.⁶ Genau so funktioniert der Begriff Identität. Er bedeutet nur eines: vorsätzliches Herausgehobensein. Identität lässt sich als Geschmacks- und Eigenschaftsverstärker, als Authentizitätsmarkierung und je nach Bedarf gesteigerte Ich-, Wir- oder Sie-heit so umfassend einsetzen, dass sie mit konkreten Inhalten (und erst recht nicht mit komplexen historischen Abläufen) gar nichts zu tun haben kann. Deswegen ist sie in der Werbung so beliebt – auch in der für akademische Institutionen.⁷ Mit dem Vokabular aus der Küche ausgedrückt: Identität ist Monosodiumglutamat.

Identität ist deshalb ein schönes Beispiel für ein Wort, das sich von einem praktischen Werkzeug, einer Art Alleskleber, selbst in ein Problem verwandelt hat. Mit dem Begriff Identität haben wir vermeintlich die ganze zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts griffig zur Hand – Kalter Krieg, Wirtschaftswunder, angelsächsische Sozialwissenschaften als Modernisierungsversprechen. Und kaum, dass wir den Begriff anwenden wollen, zerfällt er in Teile, die überhaupt nicht zusammenpassen wollen und sich selbst widersprechen. Meine Identität. Deutsche Identität. Migrantische Identität. Identisch womit?

Selbstvervollständigung in der ersten Person Plural

Identität ist unscharfes Wir-Sagen: Ich weiss ja nicht, wie es Ihnen geht, aber ich bin nichts Besonderes. Wenn ich mich aber auf die Hinterbeine stellen will und ganz grosse Forderungen trompete, dann rede ich nicht von mir, sondern gebrauchte das Personalpronomen im Plural. "Wir müssen." "Wir fordern" oder: "Ich möchte jetzt bitte endlich jede Menge Aufmerksamkeit für mein Klagen in Euer aller Namen."

"Wir" ist aber keine Gesamtheit von Personen, sondern ein Einteilungssystem – eine Art Einkaufsstüte. Wer "Wir" sagt, gross geschrieben, verspricht gleichzeitig umfassende Zugehörigkeit und besondere Besonderheit. Behauptet werden damit auch immer die aussergewöhnlichen historischen Eigenschaften, die uns auszeichnen, und zwar nur uns, vor allen anderen – ein rhetorischer Kniff, der seit dem 19. Jahrhundert so etwas wie das Standardverfahren der politischen Rhetorik geworden ist. "Immer fehlt etwas im 'wir'", hat der Philosoph Tristan Garcia ironisch bemerkt, "und was uns fehlt, dient uns als jeweiliges Endziel". "Wir" funktioniert durch Mangel: Es ist ein Kompensationssystem.⁸

An manchen Leuten klebt eben mehr "Wir" als an anderen – an Pfarrern, Professorinnen, Journalisten und, wie wir seit dem Frühjahr 2020 wissen, an Virologen. Die Macht des "Wir" beruht darauf, dass die meisten Personen, die darunter subsumiert werden, vorher nicht gefragt worden sind, ob sie denn auch dabei sein möchten.

Vor 60 Jahren hat der Ethnologe Frederick Barth die Arbeiten einer ganzen Generation von Sozialwissenschaftlern zu Gruppenzugehörigkeit nüchtern bilanziert. Was einem Kollektiv die Vorstellung von Zusammengehörigkeit liefert, ist die Vereinbarung, wer sie *nicht* sind. Das vermeintliche Gemeinsame besteht aus ununterbrochener Abgrenzungsarbeit, "*boundary work*", wie Barth es nannte; aus jenen ständig erneuerten Abmachungen, an welchen kleinen Unterschieden wir diejenigen erkennen können, die *nicht* zu uns gehören.⁹

Diese Erkennungszeichen und die dazugehörigen Begründungen wechseln; was aber konstant bleibt, ist die Abgrenzung. Deswegen sind wir im Zweifel alle Pashtunen, *pathans*: An diesen kämpferischen Gebirgsbewohnern in Afghanistan und Pakistan hatte Frederick Barth sein Modell entwickelt. Jedes erfolgreiche "Wir" verweist immer auf diejenigen, die nicht dazugehören und auch nicht dazugehören sollen.

Sind wir selber echt genug?

Denn am besten funktioniert "Wir" als Befürchtungsgemeinschaft, und das wirksamste "Wir" ist das von früher, das Echtere: Als "Wir" noch wirklich wir selbst waren. Gewöhnlich wird dieser Rückgriff auf historisches Material mit Bildern verbunden. Jedes politische Kollektiv nutzt solche Bilder, egal ob es sich alpin-ländlich inszeniert (wie in Österreich, Bayern und der Schweiz, alles erfolgreiche Industriestandorte) oder industriell-städtisch, wie in Berlin oder im Ruhrgebiet (wo die alten Kernindustrien längst abgewickelt sind). Je unwirklicher diese Bilder von der vermeintlichen festen Gemeinschaft von früher ausfallen, desto grössere Wirkung entfalten sie. Im Namen von Bedrohung und Verlust werden sie neu hergestellt und dabei von allem Unpassenden gesäubert. "Wir" ist gleichzeitig Kränkergemeinschaft und Selbstverbesserungsprojekt: Die emphatische Berufung auf das "Wir" tritt deshalb gewöhnlich als Selbstmitleid und Pflichtenkatalog gleichzeitig auf.

Identitätspolitik machen ja immer die Anderen. Wir dagegen, wir sagen einfach, wie es ist. Wir wären unglaublich einig, aber frei; stark, aber liebevoll; solidarisch und erfolgreich – wenn wir nicht von den verklemmten Anderen daran gehindert würden. Egal, in welcher Ecke des politischen Spektrums sie angesiedelt ist, jede Wir-Gruppe hält sich selbst für freier von Illusionen und Zwangsvorstellungen als diejenigen, die sie als ihre Gegner (oder Unterdrücker) ansieht.

Das gibt es erstens in der Hochkulturvariante: Alles ausserhalb unserer heiligen Schriften – der hochwertigen, der richtig guten Bücher, Filme, Opern, versteht sich – ist nur Attrappe, Kommerz, Fälschung und Täuschung. Und zweitens in der Gegenkulturvariante: Alles ausserhalb des Kampfes – des einzig entscheidenden Engagements für die grosse Sache – ist nur falsches Bewusstsein, kleinmütiger Kompromiss und Feigheit. Auf Dauer sind beide Haltungen sehr anstrengend. Als Hebel für die eigene Selbstdarstellung und als Reservoir für Selbstmitleid – also für das wirksame "Wir"-Sagen – sind sie aber unschlagbar.

Endlose Hausaufgabe Selbstbeschreibung

Beschwörungsformel und Drohgebärde in einem sei das Wort, weiss der Schriftsteller Ilija Trojanow, Rettungsring und Teufelszeug. "Herkunft und Sehnsucht, Aussehen und Prägung, Augenziel und Zungenschlag werden in dieses eine Wort gebündelt, bis kaum jemand weiß, was es meint." Doch, das wissen wir: Wettbewerb. Identität ist ein Mehr-Haben von etwas, und deswegen heisst das

Wiener Literaturfestival vom November 2021, das Trojanov damit ankündigt, auch passenderweise Identissimo.¹⁰

Die Schriftstellerin Antonia Baum hat in einem Essay über Identitätspolitik zwischen zwei Arten von deutschem "Wir" unterschieden. Erstens dem alten deutschen "Wir": Dessen Feindbild ist der verweichlichte, unaufrichtige Deutsche, der, egal, wie er sich anstrengt, nie so gut und klar und richtig werden wird, wie er selber behauptet. Und dem neuen deutschen "Wir", das Nicht-Heteros und Migrant*innen stolz vorzeigt als Beweis für die eigene Offenheit, Flexibilität und den ökonomischen Erfolg. Und der Unterschied? "Alle wollen irgendwas," schreibt Antonia Baum, "weil sie sind, wer sie sind, und sie sind aus ganz bestimmten Gründen, wer und wo sie sind."¹¹ Beim neuen "Wir" wollen nur einfach mehr Leute mitmachen.

Das war aber auch schon beim alten deutschen "Wir" so. Identitäts- und "Wir"-Verkündungen können noch so sehr mit ausgebreiteten Armen auftreten. Genauer betrachtet sind sie ein Püree aus Abgrenzungsarbeit und Selbstgratulation. Und eine endlose Hausaufgabe, verkündet von Oberlehrern (beiderlei Geschlechts), die endlich nachgeholt und erledigt werden müsse, jetzt. Von mir. Von uns. Weil wir irgendwas verschlampt haben. Unbefriedigend, setzen!

So geht Identität, historisch gesehen. Wenn die deutsche Geschichtswissenschaft nicht am Oberlehrern interessiert ist, sondern an Nachprüfbarkeit und Weiterverwendbarkeit ihrer Ergebnisse, dann tut sie gut daran, in Zukunft auf den Begriff Identität einfach zu verzichten. "Art", "Seele" und "Volkgeist", die direkten Vorläuferbegriffe des wolkigen Alleskleber-Wortes, verwenden wir ja auch nicht mehr.

Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung des Impulsvortrags, den der Autor auf dem 53. Deutschen Historiker*innentag am 06.10.2021 in der Sektion *Das umstrittene ‚Wir‘. Auf der Suche nach neuen Wegen zur historischen Erforschung von Kollektiven* gehalten hat (Sektionsleitung: Arndt Brendecke und Lisa Regazzoni; Vortragende: Valentin Groebner, Levke Harders und Philipp Ther).

[Valentin Groebner, geboren 1962 in Wien, hat unter anderem zur Geschichte von Ausweisen und Steckbriefen ("Der Schein der Person", München 2004) und Porträts gearbeitet ("Ich-Plakate. Eine Geschichte des Gesichts als Aufmerksamkeitsmaschine", Frankfurt/M. 2015). Er lehrt am Historischen Seminar der Universität Luzern. Kontakt: valentin.groebner@unilu.ch

Tags: Das umstrittene Wir / Historische Kollektive / Identität / Selbstdarstellung

¹ Johannes Rau: Rede zum Historikertag 2002, URL:

https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Johannes-Rau/Reden/2002/09/20020910_Rede2.html (8.10.2021).

² Erich Auerbach: Epilogemenona zu Mimesis, in: Karlheinz Barck u. Martin Tremml (Hrsg.): Erich Auerbach. Geschichte und Aktualität eines europäischen Philologen, Berlin 2007, S. 447.

³ Erik Erikson: The Problem of Ego Identity, in: Journal of the American Psychoanalytic Association 4 (1956), S. 56-121; deutsch in Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt/M. 1973.

⁴ Zur Wortgeschichte ausführlich Rogers Brubaker u. Frederick Cooper: Beyond "Identity", in: Theory and Society 29 (2000), S. 1-47, und für den deutschen Kontext meine Skizze: Identität. Anmerkungen zu einem politischen Schlagwort, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 12/3 (2018), S. 109-115.

⁵ Zustimmung zitiert von Aleida Assmann: Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?, in: Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken Nr. 896 (Oktober 2021), S. 9.

⁶ Vladimir Propp: Morphologie des Märchens, Frankfurt/M. 1975; mehr bei Albrecht Koschorke: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie, Frankfurt/M. 2012, S. 48 und 79.

⁷ Mehr dazu auf <https://cache.ch/warereinheit/zauberformeln/zeitreisen/identitaet>, zuletzt aufgerufen am 16. November 2021.

⁸ Tristan Garcia: Wir, Berlin 2018, S. 11, 85, 123 ff. Für das Folgende siehe Valentin Groebner: Bin ich das? Eine kleine Geschichte der Selbstauskunft, Frankfurt/M. 2021, S. 48-55.

⁹ Frederick Barth: Pathan Identity and its Maintenance, in: ders. (Hrsg.): Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference, Bergen/Oslo 1969, S. 117-134.

¹⁰ <https://alte-schmiede.at/alte-schmiede/document/literatur-im-herbst-identissimo>, zuletzt aufgerufen am 15. November 2021.

¹¹ Antonia Baum: Erregungswellen. "Identitätspolitik" von Lisa Eckhart und Hengameh Yaghoobifarah, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken Nr. 895 (September 2021), URL: <https://www.merkur-zeitschrift.de/2021/08/24/doi-10-21706-mr-75-9-79-erregungswellen-identitaetspolitik-mit-lisa-eckhart-und-hengameh-yaghoobifarah/> (16.11.2021).